

## **Markus Krzoska**

### **Was sollen deutsche Schüler im Geschichtsunterricht über Polen lernen?**

#### **Eine Vorbemerkung: Studierende der Geschichte und ihr allgemeines Wissen**

Früher war alles besser, das wussten schon die alten Griechen. Die Klagen über die Jugend dürften so alt sein wie die Menschheit. Wenn ich meinen Beitrag trotzdem mit Kritik beginne, so betrifft das nicht die Gesamtheit, aber einen spezifischen Teil und beruht auf konkreten Erfahrungen. Sie können natürlich sagen, dass das eigentlich nicht hierher gehört, zumal es mir gar nicht um das allgemeine Wissen über Polen geht. Aber dennoch: nach diversen Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen in den letzten Jahren ist die These leider nicht weit hergeholt, dass unter den Studierenden der Geschichte das historische und kulturelle Wissen in vielen Fällen katastrophal ist. Nun gab es schon immer gute und schlechte Studenten und auch heute gibt es eine Reihe von Studienanfängern, die über die erforderlichen Hintergrundkenntnisse verfügen und sogar in der Lage sind, einen schriftlichen Text ohne eine Vielzahl von Fehlern zu verfassen. Nach meinen Schätzungen – natürlich ohne es verifizieren zu können – bringt aber etwa die Hälfte der Anfänger nicht das für ein Studium nötige Vorwissen mit. Je weiter das historische Ereignis zurückliegt, desto unbekannter ist es in der Regel. Es ist eher eine Ausnahme, wenn zum Beispiel das Jahrhundert der Reformation konkret benannt wird oder mehr als zwei Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gekannt werden. Die damit oft einhergehende Passivität und Konsumentenhaltung mag zum Teil auch den Strukturen der Bologna-Universität mit ihrer immer stärker werdenden Einengung und Verschulung geschuldet sein. Was für mich aber nicht nachzuvollziehen ist, ist, dass junge Menschen, die sich freiwillig für ein Geschichtsstudium entscheiden – und der Anteil der Lehramtsstudierenden darunter ist nicht gerade gering – so wenig über historische Abläufe wissen und sich im Grunde gar nicht dafür interessieren. Warum erwähne ich das an dieser Stelle? Weil ich für mich ganz gerne ein paar Antworten auf ein solches Verhalten hätte, ohne lediglich anthropologische Gemeinplätze zu bedienen.

Nun ist die Frage, was Schüler im Geschichtsunterricht überhaupt lernen sollten, natürlich viel zu groß und wird von Ihnen allen sicherlich häufig diskutiert. Ich möchte hierbei nur entschieden dafür plädieren, dass neben dem Denken in Zusammenhängen, das sicherlich eine Hauptaufgabe des Unterrichts darstellt, auch der Mut zur Diskussion und die Vermittlung von grundlegendem Faktenwissen nicht zu kurz kommen. Das Argument, man müsse nur wissen, wo eine Information zu finden ist, hat sicher Vieles für sich. Es kann aber nicht die Erkenntnis ersetzen, dass es noch nützlicher ist, wenn man bestimmte Dinge schon in seinem Kopf gespeichert hat, denn das erleichtert die weitere Arbeit ungemein.

#### **1.) Methoden und Schwerpunkte der Geschichtswissenschaft im Wandel**

Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass für die meisten historischen Epochen kaum neue Quellen zu entdecken sind und in der Regel eine Vielzahl von Arbeiten zu den großen Themen vorliegt, hat der Innovationscharakter der Geschichtswissenschaft seit der Zeit ihrer Professionalisierung im 19. Jahrhundert immer darin bestanden, das methodische Repertoire zu erweitern bzw. zu verfeinern sowie neue Fragestellungen auf die Probleme anzuwenden. In den letzten Jahrzehnten hat sich im allgemeinen Kontext des Ausbaus des wissenschaftlichen Systems dieser Prozess deutlich beschleunigt. Eine der Konsequenzen dieser Entwicklung war, dass sich der Kreis derjenigen, die den aktuellen Trends noch folgen können, deutlich reduziert hat. Zudem hat die fortschreitende Spezialisierung und Diversifizierung der Forschungen einen Überblick über komplexe historische Prozesse noch schwieriger gemacht. Drehte sich in den ersten Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs der Konflikt

vor allem um die Frage, ob Politik- oder Sozialgeschichte im Mittelpunkt der Beschäftigung mit der Vergangenheit stehen sollte – letztlich eine Debatte, die in der internationalen Geschichtswissenschaft schon seit dem frühen 20. Jahrhundert offen diskutiert worden war – folgte seit den frühen 1980er Jahren eine deutlich kompliziertere Lage. Ähnlich wie in den westlichen Gesellschaften insgesamt haben wir es mit einer ständig wachsenden Vielfalt von Anforderungen zu tun. Zu den positiven Aspekten dieser Entwicklung zählt die immer intensiver gewordene Zusammenarbeit mit Nachbardisziplinen. Die heutige Geschichtswissenschaft ist ohne die Einflüsse von Philosophie, Soziologie, Ethnologie und Geographie überhaupt nicht mehr denkbar. Während noch in den 1970er Jahren lediglich zu entscheiden war, ob man sich einer eher hermeneutischen oder einer eher marxistisch-leninistischen Methodik bedient, sind die Möglichkeiten heute viel umfangreicher. Gleichzeitig haben sich auch die Forschungsfelder erweitert. In unseren Tagen steht eine umfassend verstandene Kulturgeschichte neben sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen, eine modernisierte Politik- und Militärgeschichte neben Oral History und historischen Feldforschungen. Dabei sei nicht verschwiegen, dass es sich in manchen Fällen auch nur um neuen Wein in alten Schläuchen handelt. Allerdings gibt es im Detail durchaus Unterschiede zwischen den schicken theoretischen Ansätzen über kognitive Karten, den *spatial* oder *iconic turn* oder den Arbeiten zur Erinnerungskultur in der Fortführung des jahrzehntealten Konzeptes von Maurice Halbwachs und ähnlichen thematischen Schwerpunkten in der Vergangenheit. Die Wiederentdeckung des Räumlichen bedeutet im günstigen Fall eben keine Fortschreibung klassischer geopolitischer Versuchungen des 19. Jahrhunderts, und Modelle zur Entwicklung von Interviewleitfäden beinhalten etwas anderes als die ewig gleichen Zeitzeugenrevuen eines Guido Knopp.

Wenn ich sage, dass Geschichtswissenschaft immer komplizierter geworden ist, so betrifft das auch die Erwartungshaltung an den Historiker innerhalb der akademischen Welt. Von außen mag es zwar so scheinen, dass die leichtere Zugänglichkeit der Primär- und Sekundärliteratur im elektronischen Zeitalter die Arbeitsbedingungen radikal verbessert hat, in Wirklichkeit hat aber auch die Unübersichtlichkeit zugenommen. Die Wahlfreiheit von Thema und Methode besteht zwar unvermindert weiter, Legion sind aber die Kommentare in Rezensionen und bei der Bewertung wissenschaftlicher Arbeit, der Verfasser hätte doch diesen oder jenen Aspekt unbedingt noch mitberücksichtigen müssen. Es reicht heute eben nicht mehr aus, ein Ereignis A in einem Ort B zum Zeitpunkt C isoliert zu untersuchen. Stattdessen geraten Fragen der Interaktion und Verflechtung immer stärker in den Vordergrund. In der Ära der Globalgeschichte, um den modischsten aller Trends genau zu benennen, hängt eben theoretisch alles mit allem zusammen und verdient es auch, untersucht zu werden. Es ist infolge der Globalisierung vermutlich unvermeidlich, Fragestellungen offener zu formulieren als bisher und dabei die eurozentrische Perspektive zu verlassen. Die Frage nach der Machbarkeit solcher Forschungen muss allerdings ebenso deutlich gestellt werden wie im Falle der nicht minder beliebten komparatistischen Arbeiten, erfordern sie doch ein gewisses Maß an Oberflächlichkeit, weil selbst der beste Historiker nicht in der Lage sein wird, verschiedene Kulturkreise in aller Detailliertheit zu untersuchen.

Dies ist kein Appell, auf neue Ansätze und Modelle zu verzichten, sondern nur der Hinweis darauf, dass auch kleinteilige Forschung und ihre Popularisierung ihre Berechtigung hat, nämlich immer dann, wenn es gelingt, Mikrostudien in ein größeres Ganzes zu überführen und über das eng gewählte Thema hinaus nützlich zu machen. In den kommenden Jahrzehnten wird sich die geschichtswissenschaftliche Arbeit nachhaltig verändern. Dies gilt vor allem für die Zeitgeschichte, wo wir es ab dem Beginn der 1970er Jahre, also jenes Zeit-

raums, der allmählich aufgrund der Archivgesetze für die Bearbeitung freigegeben wird, zunächst mit einer deutlichen Quellenvermehrung durch den Siegeszug der Vervielfältigungstechnik zu tun haben. Seit Mitte der 1990er Jahre folgt darauf aber ein weitgehendes Verschwinden des Papiers aus der zwischenmenschlichen Kommunikation. Zu den vielen Folgen des Internets gehört dann auch der sichtbare Bedeutungsgewinn von Bildern auf Kosten des Textes und eine dramatische Beschleunigung der Einheiten menschlicher Wahrnehmung nach dem Multitasking-Prinzip.

All dies hinterlässt bereits jetzt seine Spuren auch im Popularisierungsprozess der Wissenschaft und begegnet uns allen bei der täglichen Arbeit ständig. Die Rede von einem Niveauverlust der Forschung ist dagegen sicherlich falsch. Allerdings ging in den letzten Jahren immer stärker die Fähigkeit, aber auch der Willen der Wissenschaftler verloren, neue Ergebnisse auf allgemeinverständliche Weise zu präsentieren. Von einer Diskurshoheit der Historiker kann somit längst keine Rede mehr sein, mit allen daraus resultierenden Konsequenzen für das gesellschaftliche Leben im Allgemeinen und die schulische und politische Bildung im Speziellen. Wenn es Wissenschaftlern nicht mehr gelingt, ihre Forschungsergebnisse auf allgemeinverständliche, lesbare Weise zu präsentieren, dürfen sie sich nicht wundern, dass sie in der Öffentlichkeit kaum noch wahrgenommen werden.

Wie wirkten und wirken sich diese allgemeinen Überlegungen nun auf die Beschäftigung mit Polen in der Geschichtswissenschaft aus?

## **2.) Die Veränderung der Beschäftigung mit Polen in der deutschen Geschichtswissenschaft**

Der borussischen Tradition folgend war Polen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im dominierenden Teil der deutschen Geschichtswissenschaft entweder als Zerrbild oder gar nicht vorhanden. Die systemstabilisierende Historiographie Preußen-Deutschlands sah bekanntlich wie ihre hässliche kleine völkische Schwester alle slavischen Nachbarvölker per se als minderwertig an und befand sich dabei durchaus im Einklang mit der Mehrheitsmeinung der Gesellschaft. Nach 1918 veränderten sich zwar nicht die Geschichtsbilder, jedoch das Bewusstsein, im neuen polnischen Staat mit seinen auch wissenschaftspolitischen Möglichkeiten würde ein ernst zu nehmender Gegner erwachsen. Dennoch beschränkte sich die Auseinandersetzung innerhalb jener „negativen Interaktion“ deutscher und polnischer Historiker, wie ich sie vor einigen Jahren einmal bezeichnet habe, letztlich auf die Frage nach dem deutschen Anteil an der polnischen Geschichte. Ansonsten galt weiterhin das Diktum des „Polonica non leguntur“, das man freilich genauso auf die übrigen westeuropäischen Geschichtswissenschaften anwenden könnte. Nach den Jahren des Zweiten Weltkriegs waren im westdeutschen Staat zunächst kaum Tendenzen hin zu einer Veränderung der Geschichtsbilder bzw. einem wachsenden Interesse gegenüber Polen zu erkennen. Erst Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahren fanden erste Weichenstellungen hin zu einer Neuausrichtung statt. Das dominierende Paradigma der Ostforschung behielt jedoch noch lange Zeit, in abgelegeneren Teilen des Faches bis weit in die 1980er Jahre, seine dumpfe, neue Impulse lähmende Funktion. Immerhin war es der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission zu verdanken, dass im Zuge der „neuen Ostpolitik“ im Grunde erstmals gleichberechtigte Gespräche mit den Kollegen aus Polen aufgenommen wurden. Die diversen Generationswechsel, vor allem aber die politische Wende von 1989 haben die Bedingungen für eine Beschäftigung mit Polen in der deutschen Geschichtswissenschaft extrem verbessert. Von wenigen Ausnahmen wie den lautstark geführten Debatten um die Vertreibung der Deutschen abgesehen spielen Meinungsunterschiede entlang nationaler Trennlinien heute kaum

noch eine Rolle. Das bedeutet natürlich nicht, dass es keine Differenzen zu bestimmten Themen gibt. Diese sind jedoch heute weniger mit der Nationalität des Historikers verbunden, wohingegen die Wissenschaftssysteme in beiden Staaten nach wie vor extrem unterschiedlich sind und dies vermutlich auch bleiben werden. Noch vor zwanzig Jahren konnte man in Deutschland Polenstudien betreiben, ohne des Polnischen mächtig zu sein. Heute ist dies vollkommen undenkbar. Die Rezeption polnischsprachiger Arbeiten hat sich dadurch enorm erhöht. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass das Expertenwissen deutscher Polenhistoriker nicht zu einer intensiveren Beschäftigung mit dem Land in der allgemeinen Geschichtswissenschaft geführt hat. Neu ist dagegen, die Einbeziehung Polens als Vergleichsobjekt in immer mehr transnationale Studien. Als Beispiele möchte ich hier nur diverse Ansätze zu einem Vergleich der postdiktatorischen Gesellschaften Polens und Spaniens oder der polnisch-litauischen Rzeczpospolita mit dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nennen. In den aktuell dominierenden Leitfragen des kulturwissenschaftlichen Diskurses wie dem Transfer von Wissen oder der Rolle von Gewalt in der Geschichte käme niemand mehr auf die Idee, Polen auszugrenzen. Die europäische Verortung Polens wird heute niemand mehr anzweifeln. Wissenschaftliche Großprojekte wie das Handbuch zur Geschichte Polens oder die deutsch-polnischen Erinnerungsorte sind von vornherein europäisch angelegt. Ich möchte aber dennoch davor warnen, diese Entwicklung als Selbstläufer zu sehen. Die Probleme der politischen und wirtschaftlichen Weiterentwicklung unseres Kontinents in den letzten Jahren haben sichtbar gemacht, dass kein Fortschritt selbstverständlich und unwiderruflich ist. Vermeintliche Selbstverständlichkeiten müssen von jeder Generation gegen Populismus und nationale Engstirnigkeit neu erschlossen oder sogar erkämpft werden. Auch die Historiker stehen vor solchen Aufgaben.

### **3.) Die Geschichte Polens im regionalen, europäischen und globalen Rahmen**

Ich möchte aber nun wenigstens an vier Beispielen versuchen, Ihnen kurz anschaulich zu machen, wie eine Einbindung neuer Forschungsergebnisse in den Schulunterricht aussehen könnte. Dabei habe ich ganz bewusst darauf verzichtet, so etwas wie einen Kanon vorzugeben, was „der deutsche Schüler über Polen wissen muss“, denn man sollte sich zum einen von der snobistischen Pose aller Polenexperten lösen, dass das Land ja im Unterricht insgesamt viel zu kurz käme und einfach viel mehr Informationen über es vermittelt werden müssten. Wir kennen alle die Zwänge der Curricula und des Alltags. Außerdem könnten derartige Forderungen wohl genauso für die meisten anderen Länder erhoben werden, denn wissen die Schüler nicht auch viel zu wenig über österreichische oder italienische Geschichte? Die Antwort kann also nur lauten, dass es zwar eines gewissen Mehr an faktographischen Wissens über Polen dringend bedarf, auf der anderen Seite aber Fragen der polnischen Geschichte nur dann wirksam eingebracht werden können, wenn sie mit transnational-europäischen, globalen oder regionalen Schwerpunkten in Beziehung gesetzt werden.

#### **3.1: Region und Geschichte: Oberschlesien in der Moderne**

In den letzten Jahrzehnten ist die Beschäftigung mit Oberschlesien ein eindeutig vernachlässigtes Thema der Wissenschaft, aber auch des Schulunterrichts in Deutschland gewesen. Interessant war höchstens die industrielle Entwicklung des 19. Jahrhunderts, die oft mit der des Ruhrgebiets kontrastiert wurde. Vereinzelt wurden die Aufstände nach dem Ersten Weltkrieg als Sinnbild des Nationalitätenkampfes behandelt. Wenn das Interesse in den letzten Jahren wieder zugenommen hat, so ist dies einer Rückbesinnung auf regionale Traditionen zu verdanken. Diese müssen zwar nicht immer uneingeschränkt positiv gesehen werden, stellen aber immerhin ein mögliches Gegengewicht zu nationalen Überformungen und Überhöhungen dar. Ausgehend von der sozialen Frage und den Lebensbedingungen der ländli-

chen Bevölkerung in Preußen, Österreich-Ungarn und Russland, deren Grenzen sich in der Nähe des oberschlesischen Myslowitz trafen, lässt sich gut darstellen, wie im Zuge der Industrialisierung, der Professionalisierung der preußisch-deutschen Verwaltung und dem Bedeutungsgewinn der polnischsprachigen Bevölkerung im Kontext der Selbstmodernisierungsdiskurse in allen drei Teilungsgebieten, die ihre Wirkung auch auf eine Region nicht verfehlten, die seit dem Mittelalter nicht mehr zu Polen gehört hatte, tiefgreifende Veränderungen auftraten. Die jeweiligen Nationalbewegungen standen zwar im Mittelpunkt der Konflikte, doch ist die regionale Komponente eines „oberschlesischen Wegs“ in die Moderne in der Vergangenheit zu wenig beachtet worden und man kann auch von einer gewissen Verzögerung bei der Durchsetzung nationaler Standards sprechen. Vor diesem Hintergrund stehen die Auseinandersetzungen um die Grenzen nach 1918, aber auch das Verhalten der einheimischen Bevölkerung während des und nach dem Zweiten Weltkrieg in einem ganz anderen Kontext da, bei dem Fragen nach Identitäten und Loyalitäten in all ihrer Vielschichtigkeit deutlich wichtiger sind als eine – meist oberflächliche – nationale Selbst- oder Fremdzuschreibung. Wie verhielt es sich denn zum Beispiel mit dem polnischsprachigen Aufständischen von 1921, der 1939 gezwungen war, die Deutsche Volksliste zu zeichnen, Soldat in der Wehrmacht zu werden, um 1945 in die Heimat zurückkehrt um seine Rehabilitierung kämpfen zu müssen?

Eine solche Perspektive wird vor dem Hintergrund der aktuellen Entwicklung Oberschlesiens umso interessanter, weil sie eine Art *longue durée* des Verhaltens der Bevölkerung in dieser Geschichtsregion bezeichnet, die ihrerseits wiederum aus verschiedenen kleineren Geschichtsregionen mit all ihren Widersprüchlichkeiten und Trennlinien besteht. Vor allem aber lassen sich Linien bis beinahe in die Gegenwart und die Frage der Verortung von Millionen sogenannter Spätaussiedler und ihrer Kinder ziehen.

### **3.2.) europäisch:**

Ich vermeide das endlos diskutierte Thema „Vertreibungen und Zwangsaussiedlungen“ an dieser Stelle ganz bewusst und wende mich zunächst der Frühen Neuzeit zu. Man hätte sich der Vollständigkeit halber auch eine Fragestellung aus dem Mittelalter vorstellen können, wie die Ostsiedlung oder die sich rapide wandelnden Vorstellungen vom Funktionieren mittelalterlicher Reiche. Da ich hierin aber zu wenig kompetent bin, lasse ich es lieber bleiben und komme statt dem zu den Teilungen Polen-Litauens.

#### **3.2.1.) die Teilungen Polen-Litauens**

Die Teilungen des 18. Jahrhunderts haben in der Vergangenheit mitunter am Rande Eingang in die Schulbücher gefunden. Dabei stand das Vorgehen der Teilungsmächte deutlich im Vordergrund, mitunter wurde auch auf das Präzedenzlose dieser Ereignisse im Kontext der modernen europäischen Geschichte hingewiesen, auf das im Übrigen schon der Zeitgenosse Edmund Burke aufmerksam gemacht hatte. In den letzten Jahren hat eine deutliche Neubewertung in zwei Bereichen stattgefunden. Zum einen wird der Aspekt einer vermeintlichen Rückständigkeit des Großreichs, als dessen Folge der innere Verfall mehr und mehr fortgeschritten sei, zusehends in Frage gestellt. Durch die Abkehr von einer zentralistischen Betrachtungsweise, wie sie für große Teile der deutschen, erst recht aber für die britische oder französische Tradition typisch gewesen ist, wurde zum einen der Blick frei für das Funktionieren der Rzeczpospolita von unten her über die Landtage und Privatstädte, deren Einfluss nicht mehr nur negativ gesehen wird. Zum anderen wurde die These von der weitgehenden Machtlosigkeit der Könige und dem Diktat eines von außen gesteuerten Magnatentums abgeschwächt. Vor diesem Hintergrund muss die Frage nach den Ursachen für die Teilungen

neu gestellt werden. Der zweite Bereich, der eine Neubewertung erlebt hat, ist der nationale. Es wird durch die vor allem ostmitteleuropäische Forschung immer sichtbarer, dass der litauische Reichsteil seine Eigenständigkeit stärker bewahren konnte als bislang angenommen wurde. Ergänzt man diese Überlegungen durch die Einbeziehung der noch in den Kinderschuhen steckenden Beschäftigung mit der nicht römisch-katholischen, also vor allem der unierten und orthodoxen Bevölkerung auf dem Gebiet des heutigen Weißrusslands, aber auch der Ukraine, so wird die Heterogenität Polen-Litauens umso sichtbarer. Jene Einheit in der Vielfalt böte gute Gegenüberstellungsmöglichkeiten zum Beispiel zu einer ebenfalls des nationalen Stereotyps entkleideten Forschung zum vorrevolutionären Frankreich. Somit könnten die vermeintlich zum Untergang verurteilten Strukturen Polen-Litauens in Vielem beinahe als ein Vorbild für gesamteuropäische Strukturen des 21. Jahrhunderts dienen.

### **3.2.2.) Rock Goes East**

Ein weiteres neues Element der vergleichenden europäischen Forschung ist die Einbeziehung der Populärkultur in ihren Rahmen. Da man sich langsam von der Vorstellung verabschiedet, der „Eiserne Vorhang“ habe die beiden Hälften des Kontinents vierzig Jahre lang hermetisch voneinander getrennt, lohnt es sich, die Phänomene zu untersuchen, die dafür gesorgt haben, dass Verbindungen bestehen blieben. Die vor allem von den Entwicklungen in den USA und Großbritannien geprägte Geschichte der Populärkultur seit den späten 1950er Jahren kann gute Erklärungsansätze gerade für Jugendliche liefern, ohne dass politikgeschichtliche Fragestellungen in den Hintergrund treten müssen. In Bezug auf Polen wirkten verschiedene Elemente zusammen, die hier nur angerissen werden können: eine recht liberale Ausreisepolitik, die Existenz einer nicht tabuisierten Auslandsemigration, die Wirkung westlicher Rundfunksender und der Schwarzmarkt. Das geistige Klima im Lande und die Vorstellungen der kommunistischen Partei entsprachen den Wünschen der Jugendlichen zwar beileibe nicht immer, weitgehende Restriktionen, wie sie für die DDR typisch waren, fehlten dagegen. Nur so ist es zu erklären, dass umjubelte Auftritte wie die des Teeniestars Paul Anka zu Anfang und der Rolling Stones in Warschau am Ende der 60er Jahre ihren Weg bis in die offiziöse polnische Wochenschau fanden. Der polnische „big-bit“ fand seine Vorbilder eben nicht im sozialistischen Osten, wenngleich auch sowjetische Musik ihre Anhänger hatte, und der Versuch, die Combo „Czerwone Gitary“ zu den polnischen Beatles aufzubauen war nicht weniger zum Scheitern verurteilt als der mit westdeutschen Bands jener Zeit, die alle eine bestimmte Popularität erlangten, ihre Vorbilder aber natürlich nicht erreichen konnten. Diese Trends verstärkten sich im darauffolgenden Jahrzehnt noch: Coca-Cola ließ sich in Warschau nieder, polnische Bands sangen auf Deutsch in der DDR und sogar Hippie-Bewegung und Punk hatten ihre Ableger in Polen. Europäische Verflechtungsgeschichte im zwischenmenschlichen Bereich kann somit auf vielfältige Weise auch im Alltagsleben sichtbar gemacht werden.

### **3.3.) global: Migrationsströme**

Migration und Mobilität gehören, ohne dass ich Christoph Pallaske vorgeifen möchte, zu den Kernthemen historisch-soziologischer Beschäftigung mit der polnischen Geschichte. In den letzten Jahrzehnten hat sich im methodologischen Bereich einiges weiterentwickelt, vor allem auch deswegen, weil diese Phänomene mehr denn je das Bild vom globalen Dorf prägen. Während die ältere Forschung die Migration über die Landesgrenzen hinweg in der Regel als einmaliges, einschneidendes Ereignis verstanden hat, ist nun sichtbar geworden, dass es viele unterschiedliche Formen der Auswanderung gegeben hat. Gerade mit Hinblick auf die polnischen Migrationswellen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kann man dies idealtypisch sehr schön zeigen: von der Erwerbsmigration der Sachsengänger und der

Masuren auf die landwirtschaftlichen Güter Holsteins oder Pommerns bzw. in die Industriegebiete an Rhein, Ruhr, Saale oder Oberschlesiens über die Pendelmigration in den Westen des Kontinents, aber auch nach Süd- und Nordamerika mit ihren oftmals vielfältigen Hin- und Rückfahrten bis hin zum endgültigen Verlassen der Heimat aus materiellen oder religiösen Gründen, lässt sich hier eine große Anzahl von Erscheinungsformen sichtbar machen, die in Beziehung zu anderen Regionen und Nationalitäten gesetzt werden können, etwa mit der japanischen Auswanderung nach Amerika zur selben Zeit. Von der Mikrostudie, die den Weg eines einzelnen Migranten nachverfolgt, über makroökonomische Untersuchungen bis hin zu ethnologischen Studien über die lebensweltlichen Veränderungen der Herkunfts- wie der Ankunftsregion unter der Berücksichtigung der jeweiligen Push- und Pull-Faktoren existiert ein breites Spektrum von Darstellungsmöglichkeiten. Letztlich erscheint die Migration von Polen im Idealfall als Teil einer weltumfassenden Veränderungsbewegung sowohl im späten 19. als auch im späten 20. Jahrhundert, wenn auch aus durchaus verschiedenen Gründen.

#### 4.) Fazit

Nach diesen Beispielen für eine mögliche, andersartige Beschäftigung mit Polen im Unterricht, bleibt die allgemeine Frage, was deutsche Schülerinnen und Schüler denn nun über dieses Land im Geschichtsunterricht erfahren sollten. Lassen Sie mich dies auf der Basis mehrerer Thesen zusammenfassen, die zur Diskussion anregen sollen.

- 1.) Die lange deutsch-polnische Geschichte ist keine Geschichte von Feindschaft. Trotz der zahlreichen Konflikte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts war sie viel stärker vom Zusammen-, zumindest aber vom Nebeneinanderleben beider Völker geprägt. Diese „friedliche Koexistenz“ sollte anstelle der Betonung der Gewalt die Basis für eine Auseinandersetzung mit diesem Thema darstellen.
- 2.) Polen ist ein ganz normales europäisches Land. Zu einem gewissen Zeitpunkt war es angesichts der verbreiteten Stereotype in Deutschland dringend geboten, diesen durch eine Strategie des positiven Heraushebens entgegenzutreten. Das hat freilich dazu geführt, dass sich andere Fehlwahrnehmungen eingeschlichen haben, die die heutige Wahrnehmung eher belasten. Weder war Polen das ewige Opfer der europäischen Geschichte noch die Vormauer der Christenheit. Es fand keine historische Sonderentwicklung statt, die es vom Rest des Kontinents getrennt hätte. Bestimmte Einschätzungen, so positiv sie auch gemeint sein mögen, sagen mehr über diejenigen aus, die sie verbreiten, als über das Land selbst.
- 3.) Die Verflechtungen zwischen Polen und anderen Staaten sollten stärker als bisher gezeigt werden. Dies kann gerade für Epochen anschaulich gemacht werden, die vermeintlich von strikter Trennung geprägt waren wie die Zeit des „Kalten Krieges“. Auf diesem Wege kann man eine bessere Einbettung in eine gesamteuropäische Geschichte erzielen.
- 4.) Die Beschäftigung mit transnationalen oder regionalen historischen Phänomenen ermöglicht es, das Diktat des nationalen Blicks zu brechen, ohne die Bedeutung des nationalen Faktors gänzlich zu leugnen. Wenn man gemeinsame Geschichtsregionen und die dort lebende Bevölkerung stärker in den Vordergrund rückt, trägt dies dazu bei, den Blick für Überraschendes zu schärfen, ohne die negativen Seiten des Zusammenlebens zu verdrängen. Auf diese Weise wäre in Kontaktzonen wie in Oberschlesien oder im Südosten des heutigen Polen mit seinen teilweise verloren gegangenen ethnischen und konfessionellen Unterschieden eine Erklärung der historischen Vorgänge aus einer Perspektive „von unten“ möglich.

5.) Basis einer jeden Beschäftigung mit Geschichte, und somit auch mit Polen, muss ein gewisses Faktenwissen sein. Ohne dieses ist eine Einordnung von Vorgängen gerade auch im Rahmen eines anzustrebenden gesamteuropäischen Geschichtsbildes nicht möglich.

6.) Neben die Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg und ihren Folgen, die weiterhin sicherlich prägend für das Bild unseres östlichen Nachbarn bleiben wird, sollten andere Epochen treten. Dazu zählt das Mittelalter, als es weder staatliche Strukturen in unserem Sinne noch Nationen im modernen Verständnis gab. Dazu gehört das 18. Jahrhundert, als die Politik der Teilungsmächte Polen gegenüber das europäische Gleichgewicht durcheinanderbrachte. Und dazu rechnen sollte man auch sowohl die Zeit des geteilten und des wiedervereinten Europas.

7. und letztens noch eine allgemeine Bemerkung: Ereignisgeschichte und Geschichte zweiten Grades sollten zu einem sinnvollen Ganzen verbunden werden. Wenn der Konstruktionscharakter der Vergangenheit klar ist, wächst die kritische Distanz zu allen Ideologien und wird das selbständige Denken gestärkt. Die Überzeugung, man könne eine Wahrheit präsentieren, gehört höchstens in den Religions-, nicht aber in den Geschichtsunterricht. Der Idealfall ist dann eingetreten, wenn Schüler daran zu zweifeln anfangen, was die Lehrer ihnen präsentieren. Diese wiederum sollten sich stärker und schneller an dem orientieren, was an wissenschaftlichem Ertrag hinzukommt, auch wenn das in den Zeiten der medialen Überflutung mit historischem Fast Food immer schwerer fällt.